

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 2 (1922-1923)
Heft: 8

Artikel: Pro patre
Autor: Fick, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154693>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pro Patre.

Von
Fritz Fick, Rüsnacht-Zürich.

VI.

Menschliches, Allzumenschliches.

Um einen Menschen voll zu verstehen, muß man sowohl seine Abstammung als auch die Umgebung kennen, in der er aufgewachsen ist und gelebt hat.

Unsere Vorfahren stammen — nach einer alten von Vater zu Sohn weiter gegebenen Familienüberlieferung — aus dem Salzkammergut, wo sie um ihres evangelischen Glaubens willen Haus und Hof verlassen mußten. Sie fanden eine neue Heimat zunächst in Heinersreuth in Franken, wo die Kirchenbücher in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von ihnen Kunde geben, und kaufsten zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Mühle zu Sattelgrund im Thüringer Wald, die noch heute im Besitz eines Zweiges der Familie ist.

Der erste, der eine akademische Laufbahn einschlug, war Christian Fick (geb. 1763). Seine Jugend war wildromantisch. Wegen Teilnahme an verbotenen Verbindungen („Amicisten-Orden“, „Constantisten-Orden“, „schwarze Brüder“) und wegen Teilnahme an Duellen wurde er aus Jena und aus Erlangen relegiert. Vor seinem Fortgang aus Erlangen entführte er aus dem Hause ihres Onkels die Tochter eines Ministers der Grafschaft Giech, Christiane v. Olenhausen, von ältestem Uradel (erste urkundliche Erwähnung 1245), aber von heftiger Gemütsart, heiratete sie in einem benachbarten Städtchen und floh mit ihr nach England, wo sie einige Jahre zusammen lebten. Nach Erlangen zurückgekehrt, wurde er dort Lektor der englischen Sprache und Professor für Geographie und Geschichte zunächst am dortigen Gymnasium, später an der Universität, sowie Schriftleiter der Erlanger Realzeitung. Daneben schrieb er eine englische Grammatik, die über 20 Auflagen erlebte, sowie ein Lexikon, ferner ein Lehrbuch der Erdkunde, und übersetzte zahlreiche englische Bücher. Sein „Taschenkalender für Reisende durch Deutschland“, der in 14 Auflagen verbreitet wurde, kann als Vorläufer des Bädecker bezeichnet werden. Er muß eine ungeheure Arbeitskraft und Arbeitslust entwickelt haben. Am politischen Leben nahm er lebhaften Anteil. Auch in dieser Richtung war er schriftstellerisch tätig. Ursprünglich ein begeisterter Anhänger der französischen Revolution, kam er eines Tages von dem Schlosse eines Freundes, wo er die Gelegenheit gehabt hatte, zu beobachten, wie die Franzosen das Lösungswort „Krieg den Palästen, Friede den Hütten“ „nur in seinem ersten Teile wahr machten“, in seine Familie zurück mit dem Ausruf: „Kinder, ich bin radikal kuriert!“ In seiner Zeitung kämpfte er mutig gegen die Napoleonische Bedrückung, wurde infolge dessen zum Tode durch Erschießen verurteilt, konnte aber rechtzeitig fliehen. Nach einer abenteuerlichen Reise mit der geschlagenen preußischen Armee von Jena bis Königsberg und über Bornholm und Dänemark, die er später in einem Buche

beschrieb, konnte er es wagen, seine Tätigkeit in Erlangen wieder aufzunehmen, und lebte im Kreise seiner sieben Kinder unermüdlich tätig bis zu seinem Tode (1821).

Sein Sohn Friedrich (geb. 1783) wurde — ohne sich eine tolle Jugend leisten zu können — ein tüchtiger Brücken- und Straßeningenieur, erhielt für einen Brückenbau den Doktortitel h. c., wirkte mit Feuereifer für den Donau-Mainkanal und schrieb viel in Fachschriften. 1818 wurde er nach Kurhessen berufen, um die verlotterten Straßen und Brücken dieses Landes in Ordnung zu bringen, was ihm dank eines außerordentlichen Organisationstalentes mit bescheidensten Mitteln gelang. Schon in den 1830er Jahren wandte er sein Interesse dem Eisenbahnbauen zu und arbeitete Pläne für die Bahnen von Kassel nach Frankfurt über Marburg und über Bebra aus. Er selbst hatte nichts davon als die „allerhöchste“ kurfürstliche Ungnade. Der „gefährliche Schwärmer“, mit welchem Ehrentitel ihn der Kurfürst auszeichnete, lebte bis zu seinem Tode (1861) als höherer Staatsbeamter, „Geheimer Ober-Baurat“, still im Kreise seiner zahlreichen Familie. Politische Tätigkeit durfte er sich aus Sorge um die wirtschaftliche Existenz der Familie nicht leisten. Seine Ehe mit Nanny Sponsel, einer fränkischen Beamtentochter, verlief harmonisch, obwohl sie eine Mischehe war. Nach damaliger toleranter Sitte wurden die Söhne — dem Vater folgend — protestantisch, die Töchter — in der Konfession der Mutter — katholisch erzogen.

Mein Vater wuchs als zweiter Sohn mitten unter fünf älteren und drei jüngeren Geschwistern auf. Was Wunder, daß ihm ein ganz ungeheuer entwickelter Familiensinn eigen war.

Er gründete denn auch verhältnismäßig jung einen eigenen Haushalt. In Wien hatte er als Student im Hause seines angeheirateten Onkels Rudolf v. Arthaber, eines hervorragenden Industriellen und hochgebildeten Kunstmäzens, dessen schöne Nichte Maria Arthaber kennen und lieben gelernt. Das Paar heiratete im Frühjahr 1848 in Marburg, aber schon vor Weihnachten 1848 starb die junge Frau nach der Geburt eines toten Kindes an der von ihren Eltern ererbten Schwindfucht.

In Zürich wagte er (1853) zum zweiten Male die Gründung einer eigenen Familie mit Elise Fäsi, einer Tochter aus angesehener Alt-Zürcher Familie, die sich durch ein blühendes gesundes Aussehen auszeichnete, und die er deshalb gegen die tödliche Krankheit gefest glaubte. Sie schenkte ihm fünf Kinder, von denen eines in zartestem Alter starb; aber auch sie starb jung (1865) ebenfalls an Schwindfucht.

Die Versuche, die Haushaltung durch eine Schwester, später durch eine Nichte, weiter führen und die Kinder durch sie erziehen zu lassen, schlugen ziemlich fehl, so daß er sich ein drittes Mal (1868) zur Ehe entschloß mit Helene Thlee, einer Tochter aus angesehener Frankfurter Kaufmannsfamilie. Zwei Söhnlein aus dieser Ehe starben, ich allein blieb am Leben.

Aber auch die ziemlich zahlreiche Kinderschar genügte den Bedürfnissen meines Vaters zur Befriedigung seines Familiensinnes nicht. Namentlich in den 1870er Jahren sammelte sich um ihn noch eine Schar von Neffen und Nichten. In den Universitätsferien glich mein elterliches Haus —

die Ephesusfränzte „Ringmauer“ an der Bahnhofstraße — der alten niederen Zimmer wegen in der FamilienSprache „die Kajütten“ genannt — mehr einem besuchten Gasthaus, als einer bescheidenen Gelehrtenklause. Nur wenn mein Vater im Kreise der blühenden Jugend saß, fühlte er sich so ganz wohl — jung unter Jungen. Er tat sich förmlich etwas zugute auf seine „Respekt austilgende Kraft“.

Aber nicht nur mit der jungen Generation wußte er wie ein Gleicher unter Gleichen zu verkehren, sondern auch an der älteren übte er seinen Familiensinn. Die alte Tante Luise v. Arthaber war nach dem Tode ihres bereits erwähnten Gatten, des Rudolf v. Arthaber, in das obere Stockwerk der Ringmauer gezogen (1872). Deren unverehelichte Schwestern Johanna und Sophie ließen sich ebenfalls in Zürich nieder. Letztere starb allerdings bald danach im 79. Altersjahr — wie die ältere Schwester Luise meinte — nur deshalb „so jung“, „weil sie so unregelmäßig gelebt“ habe. Zu den drei Tanten gesellte sich — auch nicht mehr ganz jung — die älteste, unverheiratete Schwester meines Vaters, Margarethe, mit der er in inniger Geschwisterliebe verbunden war.

Auch die „Tanten“ waren für meinen Vater eine ständige Quelle des Genusses. Alle die vielen komischen Geschichten und Legenden, die in der Familie sich an sie knüpfen, zu erzählen, würde zu weit führen. Nur eine als Postprobe: Als elfjähriger Junge kam ich einmal zu der damals 92-jährigen Großtante Luise hinauf, um meinen sie allabendlich für ein Viertelstündchen besuchenden Vater abzuholen. Er fragte mich: „Was hast du heute getrieben?“ Ich wahrheitsgetreu: „Ich habe gelesen in Kampes Geschichte der Entdeckung Amerikas.“ Mein Vater: „Nun erzähl mir einmal davon“. Ich: „Oh, es war die Rede von den Inkas, die ein so fleißiges Volk waren, daß die kleinsten Kinder und die ältesten Leute mitarbeiten mußten“. Die Großtante — auf einem kleinen Tabourettchen sitzend, weil sie Lehnstühle auch in ihrem hohen Alter als verweichlichend verachtete — fragte sehr interessiert: „Nun, was mußten denn die alten Leute arbeiten?“ Ich — völlig harmlos und wahrheitsgetreu —: „Die wurden als Vogelscheuchen gebraucht.“ Mein Vater, der in einem der von der Tante verachteten Lehnstühle saß, bog sich vor Lachen. Die Tante Luise aber sagte — halb streng verweisend, halb milde entschuldigend —: „Das hat dir wohl dein guter Vater beigebracht,“ und sie ließ sich auch später nicht von dem Gedanken abringen, es sei eine zwischen Vater und Sohn abgefahrtete Sache gewesen.

So hatte die Familie meinem Vater viel Lust, aber auch viel Leid gebracht. Zwei Gattinnen waren ihm durch heimtückische Krankheit dahingerafft. Fünf von den sechs Kindern seines Bruders Ludwig starben infolge erblicher Belastung von Mutterseite an Schwindfucht. Infolgedessen lebte er auch in ständiger Angst um Gesundheit und Leben seiner Kinder — leider nicht umsonst.

Sein Sohn Adolf — ein junger Mann von hoher Intelligenz und leidenschaftlichem Charakter — der bereits angefangen hatte, in die Fußstapfen des Vaters als praktischer Anwalt und als Mitarbeiter an der

schweizerischen Gesetzgebung zu treten, wurde schwindsüchtig und starb nach mehrjährigen Leiden kaum 30jährig (1886).

Sein Sohn Hermann, — schon früh ein Sonderling, aber mit guten Geistes- und Charakteranlagen — wurde, kaum erwachsen, krank und erlag der Schwindsucht im Alter von 34 Jahren (1897), nachdem er ruhelos von einer Heilstätte zur andern gepilgert war.

Aber selbst diese schweren Schicksalsschläge, so tief sie meinen Vater bekümmerten, vermochten ihm seinen sonnigen Humor auf die Dauer nicht zu rauben. Eine seiner beliebten Redensarten war, es gebe nur „zweierlei Leiden“, die er als „ernsthaft“ anerkenne, „ein böses Gewissen und körperliche Schmerzen“. Das erstere verschonte ihn — abgesehen von den Gewissensbissen darüber, frische Kinder gezeugt zu haben — von letzteren aber kriegte er — wie bereits in einem früheren Abschnitte erwähnt — ein überreiches Maß zu kosten.

Schon um die Mitte der 1860er Jahre befiel ihn ein rätselhaftes Leiden — von ihm nach einer Operettenfigur „Bartolo“ genannt — heftige stichweise auftretende Schmerzen — meist in den Beinen, so daß er zusammenzuckte und mit der Hand an die schmerzhafte Stelle fuhr. Zu Hause schrie er auch oft laut auf und begründete das damit, der Kulturmensch dürfe schreien; „bei Homer schreien ja auch die Griechen, wenn sie verwundet werden, sogar die Götter, — die Troer aber und die übrigen Barbaren verheißen den Schmerz“. Auch des Sophokles „Philoktetes“ wurde zur Rechtfertigung angerufen.

Aber auch diese wahnsinnigen Schmerzen kriegten seine Lebenslust und sein sonniges Gemüt nicht unter.

Oft kam es vor, daß mitten im fröhlichsten Gespräch und Lachen ihn ein solcher Schmerz befiel. Er zuckte zusammen, schrie laut auf, um nach einigen Sekunden sein fröhliches Lachen fortzusetzen genau in der gleichen Tonlage, in der er es abgebrochen hatte.

Wenn die Schmerzen gar nicht mehr auszuhalten waren, dann griff er zum Betäubungsmittel. Da er aber vor den Folgen des Morphiums eine zu große Scheu hatte, wählte er an dessen Stelle den „Rotspohn“ und wohl, weil er sonst außerordentlich mäßig lebte, genügte manchmal eine halbe bis eine ganze Flasche Bordeaux, um die gewünschte schmerzstillende Wirkung zu erzeugen. Oft gelang es nicht, aber auch dann steigerte er die Dosis meist nicht, um die Wirkung für ein andermal nicht abzustumpfen. Dann lag er mit seinen Qualen Nächte lang wach im Bett.

Wie mäßig er in seinen schmerzfreien Tagen lebte, läßt sich in einer lustigen Geschichte darstellen: Im Alter hatte der ursprünglich auffallend schöne Mann eine kupferige Gesichtsfarbe bekommen. — Als er seiner Gewohnheit entsprechend einen auswärtigen Klienten — einen Rheinländer —, mit dem er bis in die Nacht hinein zu konferieren hatte, zum Nachessen einlud, frug er ihn, ob er Rotwein oder Weißwein oder Bier zu trinken wünsche. Der Gast sagte höflich: „Ich trinke ganz, was Sie trinken.“ Mein Vater lachte: „Da kämen Sie übel weg, ich trinke Wasser.“ Der Gast: „Ganz mein Fall.“ Auch auf Drängen meines Vaters blieb er dabei; und nun tranken die beiden miteinander bis in die Nacht hinein

Wasser. Am anderen Tage gestand der Gast kleinlaut, er habe in seinem Leben zum ersten Mal Wasser als Tischgetränk getrunken. Auf die erstaunte Frage meines Vaters, warum er das nicht schon gestern gesagt habe, antwortete er, er habe sich auf die schöne rote Nase verlassen.

Dass mein Vater nicht nur Betäubung sondern Heilung seiner Leiden suchte, ist selbstverständlich. Andauernde Heilwirkung aber hatte keine der zahlreichen ausgeprobten Kuren. Kaltes Wasser — heißes Wasser — kalte Wickel — heiße Wickel, ja sogar die auf Rat des berühmten Augenarztes Prof. Horner versuchte Quacksalberkur mit den künstlich erzeugten Geschwüren (Baunscheidt-Kur) blieben Ends aller Enden wirkungslos. Aber selbst aus dieser schrecklichen Kur saugte er Honig. Er erzählte so grauslich davon, dass zartbesaitete Damen erbleichten, was ihm dann einen ungeheuren Spaß machte. Ueberhaupt liebte er es, über sein Leiden zu sprechen. Als mir einmal auffiel, wie eingehend mein Vater auf die konventionelle Frage eines entfernten Bekannten „wie geht es Ihnen?“ geantwortet hatte, frug ich ihn, warum er das eigentlich getan habe. Er antwortete: „Weißt du, der Herr X ist auch leidend, und da macht es ihm so große Freude, zu hören, dass es anderen Leuten noch schlechter geht.“

Nur Massage wirkte wenigstens vorübergehend schmerzstillend. Da ein Masseur nicht zu jeder Tages- und Nachtstunde zur Verfügung stand, musste ich als Gymnasiast die Massage lernen, und es ist mir eine liebe Erinnerung, meinem Vater dadurch manche Stunde der Erleichterung von seinen Qualen verschafft zu haben. Ich schließ aus diesem Grunde — um gleich bei der Hand zu sein — mit ihm im gleichen Zimmer, was an schulfreien Vormittagen — so in den Ferien oder auch Sonntag-Morgen wieder zu einer besonderen Quelle des Genusses wurde. Es lagen nämlich dann zwei Kommersbücher auf dem Nachttisch und Vater und Sohn sangen einträglich die alten Studentenlieder, die ihm liebe Zugenderinnerungen hervorzauberten.

Mancher gestrenge Vater, der die Seinen mit Autorität regiert, wird darüber den Kopf schütteln. Auch mein Schwiegervater — der eine warme Zuneigung zu meinem Vater und ein feines Verständnis für ihn gehabt hatte, wie seine in einem früheren Abschnitt zitierte Beurteilung seiner gesetzgeberischen Begabung zeigt — tat es, und sagt oft, es sei ein reines Wunder, dass bei der Erziehung aus mir noch etwas geworden sei.

Gegen den Vorwurf, ein schlechter Erzieher gewesen zu sein, muß ich meinen Vater aber entschieden in Schutz nehmen. Seine originellen Methoden wichen lediglich in höchstem Maße ab von den üblichen autoritativen Methoden. Aber auch diese — bis zur Brügelpädagogik — wußte er zu handhaben, wenn er sie als „ultimum refugium“ — für nötig hielt.

Rudolf v. Arthaber, der jüngere, der Sohn erster Ehe des schon mehrfach erwähnten, hing mit rührender Anhänglichkeit an seiner Stiefmutter Luise geb. Fick und an seinem Vetter Heinrich, der während seiner Wiener Semester sein Erzieher gewesen war. Aber bei seinen häufigen Besuchen in der Ringmauer erzählte er oft davon, wie der Heinrich ihn und seinen Bruder Gustav fürchterlich verhauen habe — allerdings, fügte er bei, „nie ohne triftigen Grund“. Auch mein Bruder Hermann, der ein Meister in

passiver Resistenz war, bezog reichlich „Gallenhiebe“ — d. h. Schläge mit dem „Meerrohr“, das stets bereit lag, und noch im Greisenalter verabreichte mein Vater in Ausnahmefällen gelegentlich wohlgemeinte und wohlgezielte Ohrfeigen an seine Dezendenten.

Mein Bruder Adolf und ich wurden weniger — oder fast gar nicht — von derartigen Strafgerichten betroffen, nicht, weil wir Musterknaben gewesen wären, sondern, weil bei uns sein beliebtestes Erziehungsmittel, freundliche Überzeugung mit logischen Darlegungen auszureichen pflegte.

Auch versuchte er es lieber mit Lob als mit Tadel und Prügeln, gelegentlich auch mit ironischem Lob. Letzteres Mittel war gefährlich, weil es von den Betroffenen leicht ernst genommen wurde. Wenn ihm meine Mutter über das allzureichliche Loben Vorstellungen mache, antwortete er: „Was ich durch zu viel Nachsicht und Lob verderbe, kannst du durch Ernst und Strenge wieder gut machen. Ich garantiere, brave und rechtschaffene Menschen mit meinem Prinzip zu erziehen, die Liebenswürdigkeit, die, das gebe ich zu, darunter leiden mag, ist Sache der Mutter; sieh' du zu, wie du sie ihnen beibringst.“

Auch überschätzte er vielleicht gelegentlich die Fassungsgabe des Erziehungsobjektes. „Auf Schulzeugnisse gebe ich gar nichts,“ sagte er uns Söhnen schon in einem Alter, in dem wir uns diesen Satz gerne zunutze machen. Hausaufgaben hasste er, und schickte uns in Wald und Feld statt dessen, mit dem Beifügen: „Wer in der Schule ordentlich aufpaßt, lernt genug.“ Auch die Übersetzung mit Lexikon und Grammatik verachtete er als „Kraft- und Zeitvergeudung“ und gestattete uns, zur Vorbereitung gute Übersetzungen — „Spicke“ genannt — anzuschaffen. Dafür wurde Homer und Hesiod, Aeschylus, Sophokles und Euripides im Familienkreise gelesen. Besonders gern las er aus dem „ungezogenen Liebling der Grazien“ Aristophanes vor. Die allzu bedenklichen Stellen überhüpft er mit einem mehr oder weniger gut geheuchelten Husten. Lebendig wurde aber die Vorlesung dadurch, daß mein Vater für jede antike Figur eine moderne Parallelfigur aus der Zürcher Geschichte benannte, so „Pericles“ „Alfred Escher“ usw.

Aber auch die jüngeren Großen der Weltliteratur „Shakespeare“, „Molière“ und die drei deutschen Klassiker von Lessing bis Schiller kamen nicht zu kurz. Namentlich Goethe wurde immer und immer wieder studiert. Es war geradezu Brauch, am Churfreitag aus dem neuen Testament die Passionsgeschichte, an Ostern den Osterspaziergang aus dem Faust gemeinsam zu lesen.

Wenn der geistreiche Reuleaux, der berühmte Maschinentechniker, oder der Nibelungen-Dichter Wilhelm Jordan einen Abend bei uns zubrachten, was ziemlich häufig der Fall war, so durfte ich bis nach Mitternacht dabei bleiben, und am nächsten Morgen die Schule schwänzen. Die Bedenken meiner Mutter fertigte der Vater ab mit den Worten: „An einem solchen Abend lernt der Junge mehr als in vier Wochen Schule“, und er hatte völlig recht, denn ich hing an den Lippen der geistvollen Erzähler. Überhaupt habe ich an innerem Gewinn zu Hause weit mehr davongetragen als in der Schule, jedoch in noch höherem Maße vom Vater selbst, der ein

gottbegnadeter, anregender Lehrer auf allen Wissensgebieten war, und sich in wunderbarer Weise dem kindlichen Verständnis anzupassen wußte.

Wenn er uns Söhne auch einigermaßen vom Schulfleiß abhielt, so suchte er uns doch zu Fleiß in allen Dingen, die er für wichtig hielt, anzustacheln. Den Hesiodschen Spruch: „Οὐδέποτε ἔργον ὄρειδος αἴνυειο Σαιόρειδος“ „Keinerlei Arbeit schändet, Untätigkeit aber bringt Schande“, brachte er uns schon früh bei auf den häufigen Spaziergängen auf den Uetliberg und den Zürichberg.

Er war stets der gute Kamerad seiner Söhne. Daß wir bei unseren Jugendtörheiten, auch wenn er sie rügte, auf seine innere Sympathie rechnen konnten, soweit es sich nicht um Stöhnen handelte, hatten wir bald heraus.

Er selbst war in den unteren Schulklassen — so erzählte er — „auf der Faulbank“ gesessen, und hatte sich mit den Gassenbüben herumgetrieben und verprügelt. Am Gymnasium mauserte er sich unter dem Einfluß tüchtiger Lehrer zum „Primus“, und gründete und leitete eine schwärmerisch angehauchte — in burschenschaftlichen Weltverbesserungsiden tanzelnde — geheime Verbindung „Chattia“, was zu seiner Relegation führte. Durch private Studien bereitete er sich auf das Maturitätsexamen vor, das er noch vor seinen Klassengenossen mit Auszeichnung bestand. Als Student trat er in Marburg dem Corps „Teutonia“ bei, dessen „Senior“ er bald wurde. In Wien genoß er im Kreise der Arthaberschen Gesellschaft und daneben seines Freundes, des Dichters Mosenthal, das Großstadtleben in vollen Zügen, um nachher in Berlin mit stupendem Fleiß sich auf die Examina vorzubereiten.

Er hatte also volles Verständnis dafür, daß ich in seine Fußstapfen trat, dem Zürcher Gymnasialverein, nachher der Bofingia Zürich Zeit und Interesse widmete, um schließlich mit anderen ausgetretenen Bofingern zusammen das alte Zürcherische „Corps“ der „Tiguriner“ wieder aufzutun.

Als ich meine erste Mensur fechten wollte, und ihn um das Reisegeld nach Freiburg im Breisgau bat, fuhr er mich hart an: „Was?! mir als Universitätsprofessor mutest du zu, daß ich dieses unsinnige Treiben unterstütze?!” Dann etwas milder: „Pump dir dein Geld, wo du willst! zahlen muß ichs ja nachher doch!“ Nach längerem beidseitigem Schweigen: „Junge, wenn du denn den Unsinn durchaus machen willst, dann steh auch brav!“ Ich mußte ihm versprechen, ihn von Freiburg heimkehrend in der antiquarischen Gesellschaft abzuholen. Ich tat das, obwohl ich „sieben Blutige“ im Gesicht hatte. Er wollte mich in diesem Zustand durchaus in die hochgelahrte Gesellschaft hineinführen. Ich weigerte mich standhaft, und er sah schließlich ein, daß ich damit recht hatte. Nun verlangte er aber vom Wirt in der Waag eine Lampe, leuchtete meinen verbundenen Kopf mit Interesse ab, stellte dann die Lampe behutsam ab und warf sich schüttelnd vor Lachen in einen daneben stehenden Stuhl mit den Worten: „Junge! Du hast ja auf deiner ersten Mensur mehr abgekriegt als ich auf meinen 15.“

Daß diese Erziehung vom Ueblichen abweicht, ist sicher, ebenso sicher aber, daß unser Vater dadurch die Liebe und Unabhängigkeit der Kinder

über den Tod hinaus erwarb, im Gegensatz zu so manchem autoritären Vater, der sich auf seine Erziehungsmethoden etwas zu gute tut.

Dass bei seiner originellen Veranlagung der lebensprühende Mann ein Mittelpunkt geselliger Kreise war, sogar noch nachdem sein schweres Leiden ihn heimgesucht hatte, ist nicht verwunderlich.

Als junger Professor — in den 1850er Jahren — gründete er eine Tanzgesellschaft „Abendunterhaltung“, die er Jahrzehntelang präsidierte und die heute noch existiert.

Sein liebstes Refugium aus der Arbeit und später aus den Schmerzen war das alle Dienstag tagende „Stündli“ — auch „Wasserparlament“ genannt. — Wer sich für diesen, ursprünglich meist aus geistvollen deutschen Flüchtlingen bestehenden, später durch Zuwahl ergänzten Kreis interessiert, mag darüber die in der „Deutschen Rundschau“ (Märzheft 1905) erschienene Skizze „Der rote Spatz“ nachlesen. Er enthält zwar neben der Wahrheit auch Dichtung, aber lediglich um das Erkennen der einzelnen Personen zu erschweren. So wird mein Vater dort als Arzt vorgestellt.

Daneben huldigte mein Vater auch dem Kartenspiel im „L’homme-Club“, dessen geistvollstes Mitglied „François Wille“ — ebenfalls ein „Stündli“-Genosse — war.

Schließlich gehörte er in seinen letzten Lebensjahren zwei Regelclubs an, dem „Schöller“schen und dem „akademischen“, in dem Kollegen aller Fakultäten sich vereinigten. Zu seinem 70. Geburtstag schenkten ihm die akademischen Regelgenossen einen von Urs Eggenschwyler modellierten Löwen, der eine Regelkugel genau so — und in der Stellung — hält, wie es der Jubilar zu tun pflegte. Das von Hugo Blümner verfasste Festgedicht beginnt:

„Der alte Löwe, ob er gleich hinkt,
Immer noch kräftig die Kugel schwingt;
Und zieht ihn der Bartolo auch krumm,
So kümmert er sich nicht viel darum.“

In allen Kreisen, in denen er verkehrte, war mein Vater nicht nur seines originellen Wesens wegen geschätzt, sondern auch wegen seiner großen Herzensgüte.

„Die Ländigkeit“ — die „Επιειξεια“ des Aristoteles, eines seiner Lieblingschriftsteller — bildete sein soziales Ideal. Er selbst war denn auch hilfsbereit. Manchem jungen Manne, namentlich manchem jungen Kollegen hat er die Wege geebnet, mit Rat und auch Tat zur Seite gestanden. Gelegentlich vergriff er sich auch — aus übertriebener Güte — indem er intellektuell oder gar ethisch minderwertigen Leuten seinen Schutz und seine Hilfe gewährte. Die Anfeindungen, die daraus entstanden, ließen ihn kalt. Lieber aus Güte fehlgreifen, als aus Härte, war seine Maxime.

„Ich bringe es nicht fertig, gegen jemanden, der mir persönlich nichts zuleide getan hat, hart oder kränkend zu sein, und wenn es ein noch so erbärmliches Subjekt ist. Selbst wenn ich mit W. S. einmal zufällig zusammenentreffen sollte, würde ich ganz fördial gemütlich mit ihm simpeln. Ich würde ihm namentlich auseinandersetzen, dass er, abgesehen von seinem bösen Gewissen, viel besser daran ist als ich, da er jung und gesund ist,

während ich alt und krank bin. Über den lieben Gott und das Schicksal hat er sich nicht zu beklagen; dazu haben nur die ein Recht, die von Naturgewalten, Krankheit und Alter gepeinigt werden," schrieb er einst an seinen Bruder Adolf.

Auch gegen den seinigen entgegengesetzte Ansichten war er nicht nur duldsam, sondern freute sich ehrlich über Erfolge seiner Freunde, selbst wenn er sachlich nicht mit ihnen einverstanden war. So schrieb er an die Witwe seines Freundes Winkelblech, der unter dem Namen „Karl Marlo“ eine „Weltökonomie“ geschrieben hatte:

„Ich kann Ihnen, liebe Freundin, kaum beschreiben, wie wohltuend es auf mich gewirkt hat, den alten, treuen und so viel verkannten Freund nach seinem Tode so voll und ganz anerkannt zu sehen. Sie wissen, daß ich mit seinen praktischen Vorschlägen gar nicht einverstanden war, aber das wußte ich immer, daß unendlich viel mehr Verstand und Geist dahinter steckte, als hinter tausend anderen Theorien, von denen so viel Geschrei in der Literatur gemacht worden ist.“

Ja sogar gegen politische und wissenschaftliche Feinde konnte er gerecht und hilfsbereit sein. Als sein Bruder ihn von Würzburg aus über die Befähigung eines Zürcher Nationalökonomen, dessen Berufung in Frage kam, anfrug, antwortete mein Vater:

„Ich glaube nicht, daß er euch durch seine früheren sozialistisch-politischen Ideen kompromittieren wird, und da er, wie alle hier sagen, ein sehr tüchtiger Lehrer ist und auf rein philosophischem Gebiete wirklich ausgezeichnete Werke geschrieben haben soll, so wird er gewiß einer Bokation nach Würzburg Ehre machen. Da ich seinen Ausfall gegen mich als das Produkt eines unreifen Parteistandpunktes ansehe, so hege ich nicht den mindesten Groll gegen ihn und gönne ihm von Herzen eine seinem wissenschaftlichen Streben würdige Zukunft. Wird er einst Dein Kollege, so kannst Du ihm das gelegentlich mitteilen...“

Von dem Menschen, auf dessen kahles Haupt ich seinerzeit feurige Kohlen sammelte, ist die dritte Auflage seines Werkes erschienen, in dem er mich außtöricht schmähte, und er hat die Schmähung stehen gelassen. Geschieht mir recht! Und doch bereue ich es nicht, daß ich die Gelegenheit, mich an ihm zu rächen, versäumt habe. Wir Jüds sind eben wirklich praktische Christen, die lieber Unrecht leiden als tun, und segnen, die ihnen fluchen. Wir haben das von unserem seligen Vater geerbt, und würden uns innerlich unbehaglich fühlen, wenn wir diese ererbte Maxime außer acht ließen. Die Einzige in unserer Familie, die dieses praktische Christentum nicht übt, ist seltsamerweise gerade die Einzige, die ihrem Bekenntnis nach katholische Christin, sogar Infallibilistin ist. Das ist doch ganz furios!....“

Das „Menschliche, Allzumenschliche“ endet mit dem Tode. Es sei mir gestattet, wenn ich hiervon rede, mit den Worten abzuschließen, die meine Mutter in ihrem „Lebensbild“ dazu gefunden hat:

„Die Art aber, wie der so schwer heimgesuchte Dulder aus dem Leben scheiden durfte, hatte etwas so Versöhnliches, daß der persönliche Verlust in den Hintergrund treten mußte. Sanft und schmerzlos ist er aus dem Mittagsschlaf in den ewigen Todesschlaf hinübergegangen und damit ist sein jahrelanger sehnlichster Wunsch erfüllt worden. Wie manchmal, wenn er die Kunde von dem raschen, schmerzlosen Hinschied eines Freunde

erhielt, ist er in die trostlose Klage ausgebrochen: „O der Glückliche! Der Beneidenswerte! Wer doch auch einer solchen Gnade teilhaftig würde! Aber das werdet ihr sehen: ich werde den Leidenschaft bis auf den letzten Tropfen leeren müssen! Das arme Menschenherz muß stückweise brechen!“ Und oft, wenn er sich in seiner drastischen Weise alle Schrecken seines der-einstigen mutmaßlichen Todeskampfes ausgemalt hatte, fügte er die ernste, eindringliche Mahnung hinzu: „Das müßt ihr mir aber fest und heilig versprechen, kommt es anders, wie ich erwarte und fürchte, dann darf mir keine Träne vergossen, keine Klage laut werden! Dann müßt ihr alle auf die Kniee niedersinken und Loblieder anstimmen!“

Der Staat im zweiten Band von Oswald Spenglers Untergang des Abendlandes.

Von
Hans Fehr.

1.

Oswald Spengler ist ein Denkdichter. Bei ihm sind Inhalt und Form so stark miteinander verknüpft, so innig künstlerisch verbunden, daß bei jeder Darstellung seiner Gedankenwerke seine eigenen Worte in breitem Umfang verwendet werden müssen. Das ist das Eigenartige, Bedeutsame auch in dem eben erschienenen zweiten Bande, dessen viertes Kapitel über-schrieben ist „Der Staat“. Der Inhalt bedingt gerade diese Form, und diese Form ist künstlerisch gerade auf diesen Inhalt zugeschnitten.

Und noch eines muß ich vorausschicken, nämlich die höchst eigenartige Methode, mit der er die Welt und ihre Erscheinungen zu erfassen versucht. Durch beide Werke geht eine dualistische Auffassung der Dinge: Dem Kausalitätsgesetz, dem Gesetz von Ursache und Wirkung, ist nur die Körperwelt unterworfen. In dieser Welt allein herrschen Logik, Gesetz, Begriff. Nur in diesem physischen Bereiche kann und darf mit den Waffen des Verstandes gearbeitet werden. Die Menschengeschichte aber, und das in ihr wirklich Lebendige, das was dem Dasein Blut und Leben gibt, ist einer verstandesmäßigen Ergründung nicht zugänglich. In diese zweite Welt dringt man nur ein durch Erschauen, Erleben, innere Gewissheit und religiöses Fühlen. Aehnlich wie Scheler in seinem neuen Buch: „Vom Ewigen im Menschen“, predigt Oswald Spengler eine Methode der „Wesenschau“, beide wohl beeinflußt durch den Philosophen Husserl. Unser Denkdichter will ein Seher sein, ein Prophet, der im Reiche von Visionen lebt. Aus dieser eigenen Art des intuitiven Schauens ver-mögen wir allein die starke, überstarke Verwendung von Symbolen zu begreifen. Das Symbol ist das Salz der Weltgeschichte. Richtiges Erfassen der Symbole heißt richtiges Erfassen alles Geschehens. Die beiden Hauptsymbole sind Raum und Zeit, und man hat beim